



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft

„Die Volkswirtschaft in Gegenwart und Zukunft“ von Dr. Julius Wolf, Prof. der Staatswissenschaften an der Schles. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, Leipzig, A. Deichert, 1912.

Als Bismarck sich 1878 zum Schutz Zoll bekehrte und drei Jahre darauf die Versicherungsgesetzgebung einleitete, folgte er nur dem Strome, der die leitenden Geister unseres Volkes ergriffen hatte. Es waren nicht bloß Nationalökonomien, überhaupt nicht bloß Professoren, sondern Männer aller Stände, darunter Männer der Praxis gewesen, die sich 1872 zum Verein für Sozialpolitik zusammenschlossen und dem Manchesterium Fehde angekündigt hatten. Oppenheim, neben Treitschke ihr leidenschaftlichster Gegner, hatte ihnen den Spitznamen Kathedersozialisten angeheftet. Sie waren jedoch nichts weniger als Sozialisten, sondern wollten, ein Gedanke, der in der berühmten Botschaft vom 17. November 1881 Aufnahme fand, der Sozialdemokratie dadurch den Boden entziehen, daß sie den berechtigten Forderungen der Lohnarbeiter Erfüllung verschafften. In der Kritik des bestehenden Gesellschaftszustandes stimmten sie allerdings weit hin mit den Sozialisten überein. Gegen die pessimistische Beurteilung dieses Zustandes wandte sich Julius Wolf, damals Professor in Zürich, 1892 mit dem Buche „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung“, in welchem er nachwies, daß der wirtschaftliche Zustand gesünder, solider und aussichtsreicher sei, als die „Kathedersozialisten“ annahmen. Wenige Jahre darauf hat ihm die Entwicklung recht gegeben, vorläufig und für Deutschland recht gegeben,

das sich seit siebzehn Jahren eines staunenswerten Aufschwungs erfreut, an dem jedoch die Schutz Zoll- und die Sozialpolitik, demnach auch die kathedersozialistische Strömung nicht unbeteiligt sein dürften. In den letzten Jahren haben sich noch andere Stimmen gegen diese Strömung erhoben. Ich lasse die Interessenten, die über zuviel Sozialpolitik klagen, beiseite, und nenne nur Ehrenberg, der „exakte“ Forschung fordert. Dasselbe tut Wolf in seinem 1908 erschienenen Werke „Nationalökonomie als exakte Wissenschaft“. Doch hat das Wort „exakt“ bei beiden einen verschiedenen Sinn. Ehrenberg meint damit Tatsachenermittlung, und er entnimmt seine Tatsachen mit Vorliebe der kaufmännischen Geschäftsführung, — wozu ich an einem anderen Orte bemerkt habe, daß sich das kaufmännische Interesse denn doch nicht mit dem volkswirtschaftlichen vollständig decke, und daß seine Tatsachen mehr in den kaufmännischen als in den staatswissenschaftlichen Unterricht gehören. Wolf dagegen fordert Exaktheit in dem Sinne, daß die Nationalökonomie durch neue Untersuchungen zu so sicheren, so wenig in Frage zu stellenden Ergebnissen gelangen müsse, wie die Mathematik; denn den vorhandenen Lehrbüchern fehle solche Exaktheit. Als dritter Gegner gesellt sich diesen beiden Ludwig Bohle zu mit seinem Buche „Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre“. Dieser Autor spricht dem Kathedersozialismus die Wissenschaftlichkeit ab; denn deren erstes Gesetz sei: der Forscher dürfe keine andere Absicht haben, als eben zu wissen um zu wissen, dürfe nur Tatsachen ermitteln wollen sine ira et studio; die Kathedersozialisten verletzten dieses Grundgesetz: sie kritisierten und forderten Reformen; was sie trieben,

das sei nicht Wissenschaft, sondern Politik. Die Behauptungen Pohles habe ich an einem anderen Orte geprüft, und den Streit um die Exaktheit zu schlichten, überlasse ich den Fachautoritäten; hier soll nur über das neueste Buch von Julius Wolf berichtet werden, eine sehr erfreuliche Erscheinung, die freilich manchen Leuten gar wenig Freude machen wird.

Die „Nationalökonomie als exakte Wissenschaft“ enthält nur strenge, trockene Theorie. Einen Teil der darin aufgestellten Thesen nun hat Wolf „vor einem Forum von Praktikern“ ausführlicher, in einer den Ansprüchen seines Publikums entgegenkommenden Form entwickelt und mit einer reichen Fülle von Beispielen und statistischen Daten beleuchtet. Das oben angezeigte Werk ist die Buchausgabe dieser, für den Zweck erweiterten Vorträge. (1. Aus der Geschichte der Nationalökonomie. 2. Die natürlichen Bedingungen der Produktion. 3. Marktphänomene. 4. Einkommen und Einkommenverteilung. 5. Das Vermehrungsgesetz der Menschheit. 6. Die Zukunft der Volkswirtschaft.) Einige der neuen Thesen, die Wolf aufstellt, habe ich im Jahrgange 1908 der Grenzboten (IV S. 222 ff.) erörtert. Heute glaube ich zunächst die Aufmerksamkeit auf eine Definition lenken zu sollen, deren Kritik aktuelles Interesse beanspruchen darf. „Einkommen in volkswirtschaftlichem Sinne (oder Produktivität) ist der Unterschied der Leistung gegen die Kosten wirtschaftlicher Tätigkeit“, oder „der durch wirtschaftliche Tätigkeit realisierte Überschuß des Wertes einer Leistung über ihre notwendigen Kosten“. Produktivität, eine Eigenschaft, gleich dem Überschuß, also gleich einem Dinge, das scheint mir nicht sehr exakt zu sein. Aber abgesehen davon: eine Definition von Einkommen muß auf die Privatwirtschaft so gut passen wie auf die Volkswirtschaft, und das gilt von der alten Definition: Einkommen ist die Gütermenge, über die ein Mensch oder ein Volk im Zeitraum eines Jahres zu verfügen hat. Die Definition Wolfs paßt höchstens auf den Kaufmann und auf jeden anderen, der sein Geschäft kaufmännisch betreibt, oder so weit er es kaufmännisch betreibt. Der Südsseeinsulaner, dessen Einkommen in den Früchten seiner Palmen besteht, hat gar keine Kosten.

Und auch der heutige Kleinbauer mitten in unserer kapitalistischen Gesellschaftsordnung hat kaum nennenswerte Betriebskosten, so daß es wenig Sinn hätte, den Ertrag seines Ackers und seiner zwei Kühe als Überschuß über die Kosten zu bezeichnen. Wolf deutet selbst die Stelle an, von der aus seine Definition bestritten werden kann. Er widerlegt die Ansicht, daß die Produktionskosten die untere Grenze des Preises seien; diese Grenze liege viel tiefer. Wenn der Unternehmer bei ungünstiger Preislage eine Zeitlang unter den Kosten verkaufe, komme er meistens noch billiger weg, als wenn er den Betrieb einstelle. Die deutschen Landwirte hätten von 1885 bis 1905 den Weizen zu durchschnittlich 13,80 Mark den Doppelzentner verkaufen müssen, während die Kosten, in Westdeutschland wenigstens, 17 Mark betragen, sie hätten aber nicht daran gedacht, den Betrieb einzustellen. Wo wäre ein Fabrikant zu finden, der zwanzig Jahre lang mit Verlust arbeitete! In einem ganzen Jahre wird auch der Westsituierte meistens genug haben. Die Landwirte konnten es aushalten, weil ein großer Teil, bei vielen der größte Teil ihres Getreides dem Kostengesetz gar nicht unterliegt, da sie es selbst verzehren. Der Landwirt bezieht Einkommen, auch wenn er gar nichts verkauft. Der Kattunfabrikant kann seinen Kattun nicht essen; verkauft er keinen, oder verkauft er ohne Profit oder gar mit Verlust, so hat er kein Einkommen. Der Landwirt hat die beiden wesentlichsten Bestandteile des Einkommens, Wohnung und Nahrung, auf alle Fälle. Und er ist nicht, wie der Fabrikant, auf eine Art von Produkten beschränkt. Wird dem kleinen Landwirt in böser Zeit die Steuer erlassen oder verzichtet er auf Kulturausgaben, so kann er ein paar Jahre ganz ohne Geld auskommen; aber er löst auch bei Mißwachs des Getreides noch Geld aus Milch, Butter, Kälbern, Schweinen, Obst und dergleichen. Ich habe sogar einen Rittergutsbesitzer gekannt, der weder Getreide noch Kartoffeln verkaufte, sondern alle Körner- und Hackfrüchte auf seinem Hofe verfütterte; Geld löste er nur aus Milch, Vieh, Wolle und Raps. Also das landwirtschaftliche Einkommen wird nur zum Teil von der neuen Definition erfaßt, und diese ist darum gefährlich, weil sie dazu ver-

leitet — der erste, der sich solcher Verleitung schuldig gemacht hat, ist Thünen gewesen —, die Landwirtschaft vorzugsweise oder rein kaufmännisch aufzufassen. Unsere „rationellen“ Landwirte tun das ja schon zumeist. Als sie vor dreißig Jahren klagten, rief man ihnen von links her zu: „Die Landwirtschaft ist ein Geschäft wie jedes andere Geschäft und will kaufmännisch betrieben werden; weil ihr das nicht versteht, seid ihr in Not geraten.“ Sie haben es seitdem gelernt, und nun ist es denselben Herren wieder nicht recht. Als vor einem Jahre eine landwirtschaftliche Genossenschaft Maßregeln zur Hebung des Milchpreises vorschlug, erklärte eine große und hochangesehene demokratische Zeitung das für Bücher; Milch sei ein Volksnahrungsmittel, und Volksnahrungsmittel dürften nicht so wie andere Waren bloß nach kaufmännischen Grundsätzen behandelt werden. Noch gefährlicher aber ist diese Behandlungsweise für die Volkswirtschaft. England hat den kaufmännischen Grundsatz: dort kaufen, wo man am wohlfeilsten kauft, auch auf die Nahrungsmittel angewandt, und ist dadurch in die gefährliche Lage geraten, die voriges Jahr der Transportarbeiterstreik grell beleuchtet hat, und die der Grubenarbeiterausstand noch weiter beleuchtet.

Außer dieser Definition habe ich nur ein paar Wendungen von untergeordneter Bedeutung gefunden, deren Ernstheit mir ansechtbar erscheint. Das allermeiste in dem Buche ist unansechtbar, zum Teil neu, und durchweg von höchster Wichtigkeit. Um niemandem die Mühe des Selbstlesens zu ersparen, unterdrücke ich die Lust, ein ausführliches Referat zu liefern, und hebe nur die drei Einsichten hervor, deren Erschließung mir als das Hauptverdienst des Wertes erscheint. Die eine gilt der technischen Idee, die Wolf als vierten Produktionsfaktor den altbekannten: Natur, Kapital, Arbeit zugesellt, die ohne jenen vierten tot sind. Das zweite hochverdientliche ist eine völlig genügende Behandlung der Bevölkerungslehre, in welcher genau angegeben wird, in welchem Sinne und wie weit das Gesetz von Malthus gilt. Es gilt auch heute noch (abgesehen von seiner mathematischen Fassung, nur als Tendenz des Menschengeschlechts, sich rascher und stärker zu vermehren als die Nahrungsmittel) in

ganz Asien und in Rußland, überall da, wo noch der ungehemmte Naturtrieb waltet, im Bunde mit Tradition und Religion. Es gilt nicht mehr in den Kulturstaaten, bei deren Bewohnern rechnerischer Rationalismus den von Malthus empfohlenen moral restraint — meistens nicht gerade auf sehr moralische Weise — schon übt. Besonders interessant ist der in einem Anhang geführte Nachweis, daß im Deutschen Reiche die Geburtenziffer abnimmt genau im Verhältnisse zur Zahl der sozialdemokratischen Stimmen, die ein Wahlkreis abgibt, und zunimmt genau im Verhältnisse zur Zahl der Zentrumswähler des Wahlkreises. (Dazu zwei kleine Ergänzungen. Gury teilt in seinem Compendium Theologiae moralis eine Anfrage des Bischofs Boubier von Sens mit, wie sich die Beichtväter gegenüber den höchst verderblichen Praktiken verhalten sollten, die von fast allen jungen Ehemännern zur Verhinderung der Zeugung geübt würden. Weil die Beichtväter bisher danach geforscht und dagegen geeifert hätten, mieden die Männer den Beichtstuhl und drohe allgemeine Unfruchtbarkeit. Die Pönitentiarie antwortet darauf unterm 8. Juni 1842 mit Berufung auf Liguori: die Beichtväter hätten nach solchen Dingen nicht zu fragen und nur dann darauf einzugehen, wenn der Pönitent oder die Pönitentin selbst davon spreche. Die Franzosen schükt ihr Katholizismus nicht, weil sie teils den Glauben verloren haben, teils ihn, als Romanen, nicht ernst nehmen; der Deutsche nimmt alles ernst, also, wenn er Katholik ist, auch die ihm von seiner Kirche auferlegten Gewissenspflichten; das macht die Katholiken vorläufig noch, mit Wolf zu reden, zum Pivotal der Volksvermehrung in Deutschland. Und zum anderen: die Krankheit hat auch die deutschen Juden ergriffen, deren Zahl nicht mehr durch Geburtenüberschuß, sondern nur noch durch Zuwanderung aus dem Osten wächst oder wenigstens sich erhält; einer der jüdischen Autoren, die darüber klagen, Dr. Felix Theilhaber, seufzt: „es ist überhaupt schon faul, wenn der Fortpflanzungstrieb so durch den Intellekt geregelt werden soll.“) Sehr schön zeigt Wolf, wie die heutige politische Lage von dieser Entwicklung beherrscht wird und in Zukunft noch mehr beherrscht werden wird; die gelbe Gefahr sei keine leere Einbildung.

Das dritte allerwichtigste in dem Buche ist Wolfs Zukunftsperspektive, welche die optimistischen Fortschrittsenthusiasten mit ganzen Strömen kalten Wassers übergießt. Er zeigt, daß wir mit dem technischen wie mit dem wirtschaftlichen Fortschritt nahe an den Grenzen angelangt sind, die von der Beschaffenheit unseres Planeten gezogen werden, der nun einmal zu klein ist für eine unbegrenzte Vermehrung des Menschengeschlechts, und daß uns eben der reizend schnelle Fortschritt der letzten anderthalb Jahrhunderte den weiteren Fortschritt in gleichem Tempo verbaut hat. Hunderte von packenden Beispielen führt er an zum Beweise dafür. Um von ihnen nur eins zu nennen: der Zentner Zucker kostete zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 50 Mark, vor kurzem nach Magdeburger Notierung $8\frac{1}{2}$ Mark; um weitere $41\frac{1}{2}$ Mark kann er also nicht mehr abschlagen, selbst wenn er ganz umsonst geliefert wird. Alle phantastischen Träume von unendlicher Vermehrung der Nahrungsmittel, von Ersatz der zu Ende gehenden Kohle, von weiterer Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs werden teils als technische, teils als ökonomische Unmöglichkeiten nachgewiesen; wo etwa die Technik noch weiter kann, gebietet die Ökonomie Halt, indem bei der Anwendung der neuen Technik die Kosten den Ertrag übersteigen. (Das ist z. B. bei weiterer Steigerung der Kunstfärbung der Fall; hier tritt die kaufmännische Auffassung wieder als berechtigt hervor, abgesehen davon, daß der Nutzen mit jeder Steigerung kleiner wird und bei einem bestimmten Grade in Schaden umschlägt.) Von den Aussichten, die der optimistische Chemiker Ostwald eröffnet, wird nur eine als haltbar anerkannt: die auf bessere Ausnützung des Wärmegehalts der Kohle. Wolf hebt ausdrücklich hervor, daß die Ergebnisse dieser Untersuchung, die anzunehmen uns Tatsachen zwingen, seiner eigenen Natur, die ja, wie sein erstes bedeutendes Werk beweise, durchaus optimistisch angelegt sei, nicht weniger unangenehm seien als irgend einem anderen Menschen. Aber diesen fatalen Tatsachen unerschrocken ins Antlitz zu sehen, gebieten Vernunft und Pflicht, denn nur wenn wir sie anerkennen, werden wir mit dem Energievorrat unserer Erde (dessen Geringsfügigkeit auch Ludwig Brinkmann

Grenzboten II 1912

im zweiten Bande des Jahrgangs 1911 der Neuen Rundschau S. 1556 ff. nachweist) richtig haushalten. Daß die Dämpfung des fröhlichen Enthusiasmus den Fortschritt hemmen werde, ist nicht zu befürchten: fortzuschreiten bis an die Grenzen der Möglichkeit, dazu zwingen uns die Nöte des Lebens.

Carl Jentsch = Meise

Justiz und Verwaltung

Eine Lücke in unsrer Gesetzgebung. In der Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 bestimmt Artikel 57: „jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.“ Von dieser Wehrpflicht sind bis jetzt nur ausgenommen die vor dem 11. August 1890 geborenen Helgoländer. Außerdem bestimmt der § 31 des deutschen Strafgesetzbuches: „die Verurteilung zur Zuchthausstrafe hat die dauernde Unfähigkeit zum Dienste in dem deutschen Heere und der Kaiserlichen Marine, sowie die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter zur Folge.“ In § 34 desselben Gesetzbuches heißt es: „die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte bewirkt ferner die Unfähigkeit, während der im Urteile bestimmten Zeit, 1. die Landeskokarde zu tragen, 2. in das deutsche Heer oder die Kaiserliche Marine einzutreten.“ Zwischen diesen Gesetzen klafft eine Lücke. Die Reichsverfassung bezeichnet es als eine Pflicht jedes Deutschen, eine gesetzlich bestimmte Zeit die körperliche Steuer des Heeresdienstes zu leisten. Da diese Pflicht aber zugleich auch als die Ehre aufgefaßt wird, des Königs Rock tragen zu dürfen, so soll ehrlose Gesinnung, die Zuchthausstrafe zur Folge hat, konsequenter Weise von der Ehre des militärischen Dienstes ausschließen. Wer Ehrverlust in Verbindung mit Gefängnisstrafen erlitten hat, soll für diese Zeit auch ausgeschlossen sein, da das Vaterland sich seiner schämt und ihn deshalb nicht der Ehre würdigt, seine Kokarde zu tragen. Wem der Ehrverlust zuteil wird, nachdem er schon Soldat geworden ist, der wird zwar nicht unbedingt aus dem Heere ausgestoßen, aber die Kokarde wird ihm genommen, damit er durch den Mangel derselben seinen übrigen Kameraden gegenüber gewissermaßen als warnendes und abschreckendes Beispiel hingestellt wird.

Welche praktischen Folgen ergeben sich hieraus? Seit Jahren leiden wir darunter, daß wir kein Volk mehr in Waffen sind; nur noch 50 Prozent unserer militärtauglichen Bevölkerung wird alljährlich eingestellt, da wir nicht genug Regimenter und Schiffe haben, um alle Wehrfähigen und Tauglichen auszubilden. Dieser Prozentsatz wird noch verstärkt durch die große Zahl der jungen Elemente, die schon, ehe sie militärpflichtig geworden sind, so viele Gefängnis- und Zuchthausstrafen erleiden, daß sie infolge ihres Ehrverlustes entweder auf lange Zeit hinaus nicht oder wegen vorgerückten Lebensalters nicht mehr einstellbar, oder infolge Zuchthausstrafe dauernd unfähig zum Militärdienst geworden sind. Dadurch ist Gefängnis- und Zuchthausstrafe eine Prämie für bewiesene Ehrlosigkeit geworden. Es gibt Elemente, und sie sind nicht allzu selten, die eine strafbare Handlung begehen und es auf Ehrverlust und Zuchthausstrafe ankommen lassen, um dem körperlich anstrengenden Militärdienste zu entgehen. Die ehrenvoll gesinnten jungen Leute müssen ihrer Dienstpflicht genügen, absichtlich unehrenvoll denkende aber drücken sich mit Hilfe des Gesetzes und des Zuchthauses um diese Pflicht gegen das Vaterland, gegen die Allgemeinheit herum. So gut wie die ehrenhaften jungen Leute zwei und drei Jahre ihrer für sie wertvollen wirtschaftlichen Lebenszeit dem Vaterlande opfern müssen, ebenso wäre es nur eine Forderung der Billigkeit und der ausgleichenden Gerechtigkeit, daß die Drückeberger, die wegen Ehrverlust und Zuchthausstrafe nicht in das Heer eingestellt werden können, zwei oder drei Jahre außer ihrer Strafe in Arbeiterabteilungen des Militärs untergebracht würden, wo sie im Dienste des Vaterlandes genau so lange unentgeltlich arbeiten müßten, als die anderen zu dienen verpflichtet sind. Heute lachen sie sich ins Häufchen, weil sie sich sagen, das Soldatsein und das Arbeiten für den Staat ist „für die Dummen“. An eine Aufhebung der gesetzlichen Bestimmungen, die den Ausschluß vom Militär verlangen, darf man nicht denken, denn der Staat ist es seinen guten Söhnen schuldig, daß er sie vor der Verührung mit diesen böartigen, pestartigen Elementen bewahrt.

Aber die Sache hat noch eine viel wichtigere Seite. In den vergangenen Jahren waren die Zeitungen immer voll von Entrüstung über die französische Fremdenlegion, namentlich darüber, daß diese sich annähernd zur Hälfte aus deutschen Landeskindern rekrutiert, die also unter Umständen gezwungen werden, auf ihr eigen Fleisch und Blut in einem Kriege Frankreichs gegen Deutschland zu schießen. Man hätte sich nicht allein über diese französische Fremdenlegion aufregen sollen! In der holländischen Kolonialarmee, in der britischen Armee und Marine begegnen uns ebensoviel deutsche Söhne, die abseits gekommen sind und den Weg durchs Leben verloren haben. Woher bekommt denn England immer sein Menschenmaterial, um seine Flotte, die doppelt so groß ist wie die unserige, zu besetzen, trotzdem es an Menschenzahl uns unterlegen ist, trotzdem es die allgemeine Wehrpflicht als seiner unwürdig ablehnt? In den Gefängnissen und Zuchthäusern Deutschlands begegnen uns unzählige zu Krüppeln geschossene oder sonstwie invalid gewordene Leute, die uns davon erzählen, wie unsere halb erwachsene, einmal verbrecherisch gewordene Jugend es als ihre letzte Hilfe und als ihr letztes Asyl betrachtet, als Söldner in die Armeen dieser fremden Länder einzutreten und dort auf Jahre hinaus der Sorge für Obdach, Kleidung und Nahrung enthoben zu sein. Es wundert einen das um so weniger, als ja unsere Fürsorgevereine, Gefängnisvereine, Gefängnisgesellschaften bei der hochgespannten Konkurrenz, die im Angebot der Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarke herrscht, von Jahr zu Jahr es immer schwerer haben, die Nachwirkungen und Folgen der bürgerlichen Hinrichtung aufzuheben, die nun einmal die Verurteilung zu Gefängnis und Zuchthaus ewig sein und bleiben wird. Deshalb wäre es eine unendliche soziale Wohltat, wenn das Deutsche Reich einen Teil der Fürsorge für entlassene Gefangene auf seine Tasche nehmen würde und eine aus Söldnern bestehende Kolonialarmee schüfe, in der nicht ängstlich nach polizeilichem Sittenattest und bürgerlichem Nationale gefragt würde, sondern wo all den gestrandeten Elementen unseres Volkskörpers, die unter der Konkurrenz des modernen Erwerbslebens unrettbar unter die

Näder kommen müssen, Gelegenheit gegeben würde, im Dienste des Vaterlandes ihr Brot, ihre Heimat und eine Lebensstellung zu finden, die es ihnen ermöglichte, auf Jahre und Jahrzehnte hinaus ihr Leben zu ordnen. Wir haben zu radikal mit dem Gedanken des Söldnerheeres gebrochen. Wenn man an das Ehrgefühl des alten deutschen Landsknechtes appelliert, dann erwacht dasselbe auch in manchem von Bureaukraten zu Ehrverlust und Zuchthaus verurteilten Schelm, der besser ist als sein Ruf und in seinem Leichtsinne die Folgen seines Handelns nicht ängstlich zuvor erwogen hat. England, Holland, Frankreich machen sich unsere Volkskraft schadensfroh und lachend zunutze und wir lassen sie aus bureaukratischer Engherzigkeit und ängstlicher Systematik unbenutzt zugrunde gehen. Sind solche Leute dann alt geworden und unbrauchbar, dann schleudert man sie wie eine ausgepreßte Zitrone auf die Gasse. Invalide und mürbe tauchen sie dann wieder in den deutschen Gefängnissen und Zuchthäusern auf. Irrendeine Verpflichtung gegen diese modernen Landsknechte übernehmen die fremden Staaten natürlich nicht, wir aber könnten aus solchen Elementen, die als Kolonialarmee von unbezahlbarem Werte sind, Pioniere machen, die unsere kolonialen Gebiete wirtschaftlich erschließen, wenigstens einige Hilfe dabei leisten würden. Mit einer solchen positiven sozialen Tat würde die Lücke des Gesetzes am besten geschlossen und dem Vaterlande und vielen seiner armen Söhne aufs Beste geholfen sein.

Heinrich Reuß = Hamburg

Kulturgeschichte

Reiseberichte und ihre Verwertung für die Kulturgeschichte. Die Sehnsucht in die Ferne und die Lust am Wandern steckt dem Deutschen im Blute. Ursprünglich wohl allen Germanen eigen, hat sich dieser Charakterzug als ein Erbteil von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert im deutschen Volke ganz besonders lebendig erhalten. Die Form, in der er zutage trat, hat freilich oft gewechselt. Völkerwanderung, Römer- und Kreuzzüge, Kriegs- und Pilgerfahrten des Mittelalters sind Massenausdruck dieser Wanderleidenschaft, die Fahrten der mittelalterlichen Wagenten, die wie Heuschrecken-

schwärme manche Gegenden überfielen und mitunter zur wahren Landplage wurden, das „auf die Walze gehen“ der Handwerksburtschen, in späteren Jahrhunderten die Studienreisen der jungen Adligen nach Paris oder den italienischen Universitäten: alles das zeigt uns nur verschiedene Seiten dieser Wanderfreude, zeigt uns aber auch, daß die verschiedensten Kreise, gebildete wie ungebildete, hohe wie niedere, daran teil hatten. Wie die Motte nach dem Lichte, so zog es die germanischen Stämme nach der südlichen Sonne; wie jene in die lockende Flamme stürzt und sich die Flügel verbrennt, so wurde im Laufe der Jahrhunderte der Boden der südlichen Länder immer von neuem mit deutschem Blute getränkt.

Wanderfreude und Abenteuerlust, ein Ausfluß überschüssigen Kraftgefühls vielleicht, waren neben wirtschaftlichen und sozialen ursprünglich stark treibende Motive; Lernbegierde, Bildungsdrang, Wunsch nach Erweiterung des wirklichen und dadurch auch des geistigen Horizonts treten in späteren, rationalistischeren und bewußteren Jahrhunderten als neue hinzu. So machte der junge Adlige, der wohlhabende Kaufmannsohn des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts, wenn er seine Studien oder Lehrzeit in der Heimat beendet hatte, gern seine große Tour ins Ausland. Das gehörte so zum guten Ton. Meist unter Leitung eines Mentors ging er nach Italien, Frankreich oder England, um fremde Sitten und Gebräuche, andere Nationen und Lebensverhältnisse kennen zu lernen. Oft recht ins einzelne gehende oder auch durch ihre naive Offenherzigkeit und Beurteilungsweise amüsante Reiseberichte, sei es in der intimeren Form des Tagebuchs oder in der mehr oder minder vertraulichen Briefe, legten von dem Erlebten und Gesehenen Zeugnis ab. Poetisch oder nachdenklich veranlagte Naturen verschmolzen dann wohl Erlebtes mit Erdichtetem, und so entstanden Reiseerzählungen und -romane, die in manchen Zeiten zu einer richtigen Mode ausarteten. Diese literarischen Produkte durch verschiedene Perioden hindurch zu verfolgen, Individuelles von dem für die betreffende Periode Typischen darin zu scheiden, den wechselnden, bald sentimentalen oder tendenziösen, bald re-

alistischen oder subjektiven Charakter der Darstellung herauszuheben, das wäre gewiß eine lohnende und interessante Aufgabe, die noch zu erfüllen bleibt. Zu einer umfassenderen Geschichte des Reisens selbst wie der Reiseberichte könnte damit ein wertvoller Beitrag geliefert werden.

Was für Aufschlüsse können wir von solchen Reiseberichten oder -erzählungen erwarten, und welche Methode wäre bei ihrer wissenschaftlichen Verwertung anzuwenden? — Unbewußt trugen die Verfasser in ihre mannigfaltig gestalteten Reiseberichte bald mehr bald weniger von ihrem eigenen Gefühls- und Seelenleben, aus der Welt ihrer Ideale, Vorstellungen und Anschauungen hinein. Infolgedessen werden uns diese Berichte nach zwei Seiten hin Aufschluß geben: einmal zeigen sie uns die äußeren kulturellen und sozialen Verhältnisse bestimmter Epochen, also z. B. das Volksleben, die Gasthöfe, Preise, Sitten und Gebräuche usw.; andererseits aber offenbaren sie die Anschauungsweise des Schreibenden selbst. Das erste könnte man als das objektive, das zweite als das subjektive Element bezeichnen. In dem letzteren wären wieder zwei Faktoren zu unterscheiden: nämlich alles das, was dem Verfasser persönlich eigentümlich ist, und das, was er mit seiner Zeit gemein zu haben scheint und worin er uns nur als ein typischer Ausdruck ihres Gesamt Denkens und -empfindens entgegentritt. Selbstverständlich sind diese drei Elemente in den Berichten selbst zu einer Einheit verschmolzen, und oft wird es recht schwierig erscheinen, sie sauber zu scheiden. Aber im allgemeinen wird doch das eine oder andere überwiegen oder klarer entwickelt und stärker betont sein, und dies wird dem einzelnen Werk seine spezifische Färbung geben.

Die Aufgabe ist nun, es so zu analysieren, daß diese Bestandteile klar heraustreten. Würde dieses nun bei einer größeren Anzahl gleichzeitiger Werke vorgenommen und das Ergebnis mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen früherer oder späterer Perioden verglichen, so werden sich vermutlich gewisse Wandlungen im literarischen und ästhetischen Geschmack, in der Auffassung und Darstellung, vielleicht sogar bestimmte Entwicklungslinien zeigen.

Im ganzen also wäre eine solche „Geschichte des Reiseberichts“ von drei Gesichtspunkten aus zu liefern: Was ergibt sich aus der Gesamtheit der Reiseberichte einer Zeit

1. für den äußeren Kulturzustand der Zeit (gesellschaftliche und soziale Verhältnisse, wirtschaftliche Lage, Verkehrswege und -mittel, Gasthöfe, Volksleben, Länderkunde usw.)? — Kulturgeschichte (oder vielleicht richtiger: Geschichte der Zivilisation);
2. für die Individualität des Verfassers, seinen Charakter, seine Persönlichkeit, ästhetische und Weltanschauung? — Biographie und Literaturgeschichte;
3. für das gesamte Geistesleben seiner Zeit? — Geschichte der Gesamtpsychologie eines Volkes (Kulturgeschichte des Seelen- und Geisteslebens).

Wie man eine Geschichte des Liebes-, des Natur-, des religiösen Gefühls aus den Literaturdenkmälern einer Epoche herausdestillieren kann, so wird das auch bei Benutzung einer Geschichte des Reiseberichts möglich sein, und man könnte damit einen sicherlich nicht verächtlichen Beitrag liefern zur Geschichte des menschlichen Kultur- und Geisteslebens überhaupt (der Individual- und Gesamtpsychologie im Lamprechtischen Sinne).

Dr. Bruno Barth-Friedenau

